

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 103.

Berlin, Donnerstag den 28. August

1845.

Frankreich.

Buffon und sein Verhältniß zur Naturgeschichte unserer Zeit.

Obwohl die Naturwissenschaften seit Buffon Riesenschritte gemacht haben und die Ideen jenes Forschers theils aufgegeben worden sind, theils durch Erweiterung und Umbildung vielfache Veränderungen erfahren haben, so wird Buffon dennoch in der Geschichte der Wissenschaften stets eine hervorragende Stelle einnehmen und seine Arbeiten werden einen bleibenden Werth behalten. Er ist der Erste, der eine wissenschaftliche Behandlung der Naturgeschichte, eine wissenschaftliche Beschreibung der Objekte derselben unternommen und mit Meisterschaft ausgeführt hat; namentlich wird seine Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere wegen ihrer vollendeten Darstellung immer ein klassisches Muster bleiben. Außerdem aber hat er das Verdienst, zuerst die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Erde als eine Aufgabe der Wissenschaft hingestellt und auf die Phänomene aufmerksam gemacht zu haben, die dabei in Untersuchung zu ziehen sind. So ist sein Einfluß auf die Arbeiten seiner Nachfolger unverkennbar; ja er und Linné geben den Schlüssel zu der ganzen Entwicklung, welche die allgemeine Naturgeschichte in unseren Tagen gewonnen hat. Herr Florens, Professor der vergleichenden Physiologie in Paris, hat es unternommen, eine Geschichte dieses Einflusses und der Arbeiten und Ideen Buffon's überhaupt zu schreiben^{*)}; wir versuchen es, die Resultate dieser Arbeit hier mitzutheilen, einer Arbeit, die uns an dem konkreten Beispiele eines Individuums in raschen Zügen die großen Aufgaben vorführt, welche die Naturwissenschaft überhaupt theils schon gelöst, theils noch zu lösen hat.

Es ist dies nicht das erste Werk der Art von Herrn Florens; vor einigen Jahren schrieb er eine ähnliche Analyse der Arbeiten Georges Cuvier's, und die Leistungen dieser beiden Forscher stehen in einer gewissen Verbindung mit einander. „Die Geschichte der Arbeiten Buffon's“, sagt Herr Florens, „trifft überall mit der Geschichte der Arbeiten Cuvier's zusammen: diese großen Arbeiten verbinden zwei Jahrhunderte mit einander. Buffon ahnt, Cuvier beweist; die Vermuthungen des Einen werden die Entdeckungen des Anderen. Und was für Entdeckungen! Die Weltperioden sind dadurch gefunden, die Reihenfolge der Geschöpfe festgestellt, die Urzeiten aufgedeckt, die ausgestorbenen Bevölkerungen des Erdballs unserer erstaunten Anschauung wiedergegeben. Die Arbeiten Buffon's und Cuvier's sind für den menschlichen Geist der Beginn einer neuen Ära.“

Die Naturgeschichte bietet dem Forscher zwei Hauptseiten dar. Die Einen sehen darin vorzugsweise wirkende Kräfte; sie studiren die Gesetze dieser Kräfte und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen. Dies ist der physiologische Gesichtspunkt. Die Anderen sind mehr mit den Thatsachen als mit ihren Ursachen, mehr mit den Harmonien als mit der Genesis der Schöpfung beschäftigt; diese erscheint ihnen besonders als ein Ganzes von verschiedenen und doch einander coordinirten Wesen; ihnen ist es hauptsächlich darum zu thun, diese Coordination hervorzuheben; sie studiren mehr die Charaktere und die gegenseitigen Verhältnisse, als die wirkenden Kräfte; dies wäre der anatomische Gesichtspunkt. Jede dieser beiden Tendenzen, welche beide einander zu ergänzen bestimmt sind, hat sich auf Kosten der anderen in den gleichzeitigen Arbeiten Linné's und Buffon's geltend gemacht. Buffon's Richtung verräth sich gleich im ersten Bande der „Naturgeschichte“ in seinen Ansichten über die Methode. Hier machen ihn gewisse vorgefaßte Ideen nicht bloß gegen Linné ungerecht, sondern gegen jenen schönen Theil der Wissenschaft, den Linné repräsentirte, nämlich die Classification. Weil er gewisse Zusammenstellungen von Thieren, die ihm, mit Recht oder Unrecht, entfernt von einander scheinen mochten, als sie es wirklich sind, nicht begreifen konnte, leugnete Buffon die Gattungen und nimmt bloß Arten an; diese beschreibt er in einer Ordnung, die auf einem ziemlich willkürlichen Prinzip beruht, auf dem Verhältniß, in welchem wir zu ihnen stehen, also erst die Hausthiere, dann die wilden Thiere. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte man fragen, warum er nicht die zahmen Vögel mit den zahmen vierfüßigen Thieren zusammenwirft? Aber es giebt Ungehörigkeiten, die vergebens von der Logik empfohlen werden und vor denen die Berwegnen sich scheuen. Buffon hatte die Classification in einem gewissen Maße angenommen: sein gesunder Verstand machte sie ihm zum Gesetz; aber er blieb hier und in jenem Moment auf dem gemeinen Standpunkte stehen. In jenem Moments, sagen wir; denn als er in seiner Arbeit weiter vorrückte, als er zu den Affen kam, da mußte er hier eine

Gruppe anerkennen, deren Glieder schwer von einander zu trennen sind, und in dieser größeren Gruppe wieder kleinere. Als er dann zu den Vögeln gelangte, einer Klasse, die an Arten so zahlreich ist, da sah er sich aufs neue genöthigt, diese Arten nach ihren Analogieen und Verschiedenheiten in höhere Gattungen zu gruppiren. Doch welche Modificationen auch die ersten Lehren Buffon's über die Methode in der Zoologie erfahren haben und wie bemerkenswerth auch manche Entwicklungen sind, die man hierüber aus seinen Schriften ziehen könnte, nie hat er dieser Seite der Naturgeschichte seine volle Aufmerksamkeit zugewandt, nie hat er ihren ganzen wissenschaftlichen Werth erkannt. Herr Florens schließt dieses Kapitel über die Methode Buffon's mit einer Parallele zwischen den beiden großen Naturforschern des achtzehnten Jahrhunderts, Linné und Buffon, in der es unter Anderem heißt: „Buffon und Linné stehen in einem totalen Gegensatz. Buffon hat seine Hauptkraft im Denken, Linné im Entusiasmus; Buffon fährt Alles auf sich und durch sich auf den Menschen zurück; Linné's Seele scheint sich in die Natur zu ergießen und von der Natur sich zu Gott zu erheben; in Buffon fühlt man überall die verständige Kraft des Geistes, in Linné mehr als einmal den Schwung des Gemüths.“

Ohne Zoolog in Linné's Weise zu seyn, hat Buffon doch viel für die Zoologie gethan; ohne Anatom zu seyn, hat er, von Daubenton unterstützt, die höhere Anatomie und Physiologie vorbereitet; sein Genie hat die großen Fragen angeregt, welche für die Geschichte des Lebens und der lebenden Wesen von so großer Bedeutung sind. Doch dies sind Fragen, auf die wir hier nicht eingehen können, da ihre Erörterung die umfassendsten Forschungen in Anspruch nimmt. Wir wenden uns daher lieber zu der anderen Klasse von Buffon's Arbeiten, seinen kosmischen und geologischen Forschungen. Er beginnt dieselben mit der „Theorie der Erde“, die im Jahre 1749 erschien und großes Aufsehen machte. Dreißig Jahre später, 1778, ließ er die „Epochen der Natur“ erscheinen; dies war sein wissenschaftliches und literarisches Testament. „Von allen Werken des achtzehnten Jahrhunderts“, sagt Herr Florens, „ist dies vielleicht dasjenige, das den Menschen die erhabensten Anschauungen lieferte.“

Als die „Theorie der Erde“ erschien, war die Geschichte des Erdballs, wie der Erdball selbst in der Urzeit, ein verworrener Haufen von Materialien; die wahren und die angenommenen Thatsachen bildeten ein wahres Chaos; man stellte mit gleicher Sicherheit eine Hypothese und eine Theorie auf. Doch dürfen wir auch nicht vergessen, daß schon im Jahre 1380 Palissy sehr richtige Ideen über die Fossilien aufgestellt und schon erkannt hatte, daß ihr Ursprung in verschiedene Zeiten falle, und daß Stenon im Jahre 1669 glückliche Vergleichen zwischen den Fossilien und den gegenwärtigen Wesen angestellt und mit vielem Takt von den Schichten des Bodens, von ihrer anfangs horizontalen Ueberfluthen und Zurücktreten des Meeres gesprochen hat. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts machte, abgesehen von Leibniz, dessen Werk Protogea neben seinen Hypothesen mehr als Eine Wahrheit enthüllt, der Engländer Hooke eine merkwürdige Aeußerung, die auf die Wichtigkeit der Geologie hinwies: „So trivial gewissen Personen ein Ding wie eine verfeinerte Muschelschale erscheinen mag, so sind doch solche Denkmäler der Natur viel authentischere Zeugnisse des Alterthums, als Münzen oder Medaillen, indem diese letzteren, so gut wie Bücher, Manuskripte und Inschriften, durch Kunst und Zeichnung nachgeahmt werden können, was, wie es allen Gelehrten jetzt bekannt, oft geschehen ist. Andererseits muß man gestehen, daß das Studium der Archive der Natur und die Arbeiten, die erforderlich sind, um aus denselben eine Chronologie zu gewinnen und die Perioden festzustellen, während deren gewisse Veränderungen und Katastrophen stattgefunden, eine Aufgabe bilden, die zwar nicht unlösbar, aber doch sehr schwierig ist.“

Endlich haben im 18ten Jahrhunderte mehrere Gelehrte, besonders in Italien, mit großem Scharfblick hierüber geschrieben und Theorien aufgestellt, die sich noch heute behaupten; so unter Anderen Vallisneri und Moro, eifrige Gegner der ultra-biblischen und gezwungenen Speculationen von Burnet, Woodward u. s. w. Moro erkannte, wie wichtig die vulkanischen Erscheinungen für die Erklärung vieler Thatsachen werden könnten; doch führte er diese plutonische Tendenz zu weit, wie Buffon seinerseits in seiner Theorie der Erde den Neptunismus zu weit trieb.

Buffon beginnt seine Untersuchungen über die Revolutionen der Erdoberfläche mit folgenden schönen Betrachtungen:

„Dieser große Erdball zeigt uns auf seiner Oberfläche Höhen, Tiefen, Ebenen, Meere, Sümpfe, Flüsse, Höhlen, Abgründe, Vulkane, und beim ersten

^{*)} Buffon. Histoire de ses travaux et de ses Idées par P. Florens.

Anblick entdecken wir in allem Diesem keine Regelmäßigkeit, keine Ordnung. Wenn wir in sein Inneres dringen, finden wir Metalle, Mineralien, Steine, Harze, Kiesel, Erden, Wasser, Stoffe jeder Art, die scheinbar ohne Regel bunt durch einander liegen. Wenn wir noch aufmerkamer untersuchen, sehen wir Berge, die sich gekniet, gespaltene und zerbrochene Felsen, verschlungene Gegenden, neue Inseln, versunkene Länder, zugeschüttete Höhlen; wir finden oft schwere Stoffe auf leichten liegend, harte Körper von weichen Substanzen umgeben, trockene und feuchte, warme und kalte, feste und zerreibbare Stoffe in einer Verwirrung durch einander geworfen, die uns glauben macht, daß wir nur einen Haufen von Trümmern und eine Welt in Ruinen vor uns haben.

„Gleichwohl bewohnen wir diese Ruinen mit vollständiger Sicherheit; die Generationen der Menschen, der Thiere, der Pflanzen folgen einander ohne Unterbrechung: die Erde liefert ihnen ihre Nahrung im Ueberflusse; das Meer hat seine Grenzen und Gesetze, denen seine Bewegungen unterworfen sind; die Luft hat ihre regelmäßigen Strömungen; die Jahreszeiten haben ihre periodische und sichere Rückkehr; das Grün ist niemals nach dem Frost ausgeblieben; Alles scheint uns mit Ordnung vor sich zu gehen; die Erde, die eben noch ein Chaos war, ist ein köstlicher Aufenthalt, wo Ruhe und Harmonie herrschen, wo Alles mit einer Macht und einer Intelligenz beseelt und geleitet wird, die uns mit Bewunderung erfüllen und zur Ahnung des Schöpfers erheben.

„Urtheilen wir also nicht zu voreilig über die Unregelmäßigkeit, die wir auf der Oberfläche der Erde wahrnehmen, und über die scheinbare Unordnung, die sich in ihrem Innern findet; denn wir werden bald den Nutzen und selbst die Notwendigkeit derselben erkennen; wenn wir sie genauer beobachten, werden wir vielleicht eine Ordnung darin finden, die wir nicht ahnten. Zwar werden unsere Kenntnisse in dieser Beziehung immer beschränkt bleiben; wir kennen noch nicht die ganze Oberfläche des Erdballs; wir wissen zum Theil nicht, was auf dem Boden des Meeres sich findet; es giebt Meere, deren Tiefen wir noch nicht erreicht haben; wir können nur in die Rinde der Erde vordringen, und die größten Höhlungen, die tiefsten Minen gehen nur bis in den achtaufendsten Theil ihres Durchmesser hinab; wir können also nur über die äußere oder oberste Schicht urtheilen; das Innere der Masse ist uns ganz unbekannt.

„Wir müssen uns also darauf beschränken, die Oberfläche der Erde und die kleine Tiefe, in die wir vorgedrungen sind, zu untersuchen. Das Erste, was uns hier auffällt, ist die ungeheure Menge Wasser, welche den größten Theil des Erdballs bedeckt; dieses Wasser nimmt immer den niedrigsten Theil ein; auch steht es immer in gleicher Höhe oder strebt fortwährend nach Gleichgewicht und Ruhe: doch sehen wir es durch eine starke Macht erregt, welche, der Ruhe dieses Elements sich widersetzt, ihm eine periodische und regelmäßige Bewegung mittheilt, die Wellen abwechselnd hebt und senkt und die Totalmasse der Meere ins Gleichgewicht bringt, indem sie dieselben bis zur tiefsten Tiefe aufrührt. Wir wissen, daß diese Bewegung zu allen Zeiten stattfindet, und daß sie so lange dauern wird, als die Sonne und der Mond, die ihre Ursachen sind.

(Schluß folgt.)

England.

Briefe von der Reise.

IX.

Englisches Gerichtsverfahren, spaß- und ernsthaftes. — Eine Gardinenpredigt der Mrs. Caudle. — Ein Abend in der Richter- und Geschworenen-Gesellschaft. — Mr. und Mrs. Caudle vor Gericht. — Herr Jenkins, der fromme Mitarbeiter der Morning-Post. — Verhandlungen in einem Kriminalgerichtshofe. — Die strafende Gerechtigkeit und die freisprechende öffentliche Meinung.

(Fortsetzung.)

An dem Abend, da ich die „Richter- und Geschworenen-Gesellschaft“ besuchte, ward eben ein Prozeß der Mrs. Caudle verhandelt, eine Anklage auf misdemeanour (ein öffentliches Vergehen), die jene gegen ihren eigenen Gemahl, so wie gegen dessen Freund Prettyman, veranlaßt hatte. Jedes misdemeanour wird, eben so wie die mit Todes- oder anderer schwerer Strafe bedrohte felony, als der Kriminalgerichtsbarkeit unterliegend, von den Kron-Anwälten verfolgt, d. h. beide sind pleas of the crown. Der sogenannte General-anwalt, ein dem Lord Brougham sehr ähnlicher und ihn in seiner ganzen Ausdrucksweise kopirender alter Advokat, nahm daher als Ankläger das Wort, um zunächst Herrn Prettyman, zugleich aber auch dessen Freund Caudle als Mithuldigen, zu bezüchtigen, daß sie durch bössliche Verunreinigung der Beete von Mrs. Caudle nicht bloß den Blumenflor der Letzteren zerstört, sondern auch die öffentliche Moral auf empfindliche Weise verletzt hätten. Ich muß freilich Anstand nehmen, die Anschuldigung mit allen ihren Einzelheiten hier wiederzugeben; ich kann jedoch versichern, daß, wenn das Ganze auch für weibliche Ohren nicht gemacht war — und Frauen sind eben so wie Knaben bis zu 16 Jahren von der Judge and Jury Society statutenmäßig ausgeschlossen — doch keinerlei jener ekelhaften Lascivitäten vorkam, womit sich wohl eine gewisse Klasse von Männern gern zu unterhalten pflegt, und daß vielmehr jener halb züchtige und halb verrätherische Schleier darüber geworfen war, mit dem Jorik in seiner „empfindsamen Reise“ die naivsten Handlungen bedeckt und den auch unser Thümmel so geschickt zu handhaben wußte. Also eine ursprünglich ganz naive Handlung war es, die sowohl von Mrs. Caudle als vom Generalanwalt als misdemeanour angeklagt wurde. Bernommen wurden in dieser Sache als Parteien und als Zeugen: einerseits Mrs. Caudle

und deren Hausfreund, Herr Jenkins, und andererseits Herr Caudle und dessen Freund, Herr Prettyman. Mrs. Caudle, obwohl von einem Manne dargestellt, erschien doch ohne alle Karikatur in dem eleganten Kostüme einer Londoner Bürgerfrau, die, eben so wie sie streng auf Andere sieht, daß sie in ihrem Aeußern den Codex der englischen Toilette nicht übertreten, selbst auch so gentlemannlike als möglich sich präsentirt, obwohl ihr Gesicht und noch mehr ihre Zunge sehr bald verräth, daß es im Innern ganz anders bei ihr aussieht, als auf der Oberfläche. Besonders bei solcher Gelegenheit, in öffentlicher Gerichtsitzung, nimmt sie sich zusammen: ihre Haltung ist nobel, ihre Sprache lächelnd, und mit dem weißen Batistuch in der Hand sucht sie anzuzeigen, daß sie bei manchen Fragen des Richters oder des Advokaten der Gegenpartei die Augen niederzuschlage und erröthe. Leider ist ihr das Erröthen etwas schwer gemacht, da gewisse Theile ihres Gesichts und besonders die Nase nur allzuroh auch im gewöhnlichen Zustand sind; doch auch das ist nicht ganz unfashionable, indem selbst unter den höheren Ständen die Frauen sich zuweilen etwas Brandy und Whisky, ja sogar auch einigen Gin im Wasser oder auch ohne Wasser gestatten, was bei der nebeligen und feuchten Atmosphäre des Landes gewiß zu entschuldigen, ja, wie Herr Jenkins versichert, unumgänglich nothwendig ist.

Und Herr Jenkins ist ein sehr fashionabler Mann! Alle Welt kennt ihn, und zwar durch die Freundlichkeit Punch's, der ihn nicht bloß in Mrs. Caudle's Gardinenpredigten, sondern auch außerdem fast in jedem seiner Blätter zu citiren pflegt, natürlich unter Hinzufügung seines Kontrefey's. Herr Jenkins ist ein Hauptmitarbeiter an der Morning-Post, dem Organe der Hochstoriens und der Hochkirchenmänner; was Wunder also, daß er selbst ein hocharistokratischer, hochfrommer Mann ist? *) Herr Jenkins begleitet sonntäglich Mrs. Caudle zweimal in die Kirche, und in dem Drawing-room (Puzzimmer) des Caudleschen Hauses ist in einer Ecke für ihn besonders ein büreauartiges Tischchen mit Büchern aufgestellt, wo er an gewöhnlichen Tagen seine Zeitungsartikel abzufassen, an Sonntagen aber die eben gehörten Predigten für Mrs. Caudle nachzuschreiben pflegt. Kürzlich schrieb er einen fulminanten Artikel gegen den Prinzen Albert, der sich durch seine deutschen Gewohnheiten hatte verleiten lassen, an einem Sonntage die jetzt eröffnete, dem Publikum aber nur an den Wochentagen zugängliche Kunstausstellung zu besichtigen! Wenn die Pforten der Nationalgalerie am Sonntag geöffnet werden — wie viel fehlt dann noch dazu (meinte Herr Jenkins), auch die Höllensporten der Theater dem schaulustigen, an Wochentagen glücklicherweise durch seine schweren Arbeiten davon zurückgehaltenen Publikum am Tage des Herrn zu erschließen? Was aber soll aus den Landesgesetzen, was aus der englischen Kirche, ja was aus der britischen Monarchie werden, wenn an Sonntagen in den drei vereinigten Königreichen Musik gemacht und Komödie gespielt werden darf? Man sieht, Prinz Albert hätte durch jenen Schritt beinahe die englische Verfassung untergraben, und es war um so mehr anzuerkennen, daß Herr Jenkins dagegen auftrat, als er nur mit blutendem Herzen eine so hochstehende Persönlichkeit angriff. Allein wie warm er auch die hohe Aristokratie veracht, — wo es sich um einen Konflikt zwischen dieser und der Hochkirche handelt, da ist es seine Pflicht, auf Seite der letzteren zu seyn, die seine Anhänglichkeit stets besser gewürdigt und belohnt hat. Ein anderer seiner konservativen, im Interesse des britischen Staatswohls geschriebenen Artikel in der Morning-Post betraf den Umstand, daß seit einiger Zeit in den Ranglogen der italienischen Oper, in Her Majesty's Theatre, eine große Anzahl von Frauen aus dem niederen Bürgerstand gesehen werden. Es ist dies gerade so (meinte Herr Jenkins), als ob sich die Commoners, die bürgerlichen Mitglieder des Unterhauses, in das Haus der Lords eindringen und dort Sitz und Stimme anmaßen wollten; wie die Thürhüter des Oberhauses, so müßten daher auch die Logenschleifer in Her Majesty's Theatre verpflichtet seyn, keine Dame in den Dress-Circle einzulassen, die nicht durch Geburt oder Stand dazu berechtigt wäre. Man sieht, auch das war nur im Interesse der englischen Verfassung geschrieben, aber Herr Jenkins hat gewöhnlich das Unglück, mißverstanden zu werden, und so kommt es denn, daß Punch mit den Geißeln seiner bittersten Satire über ihn herfiel und seitdem nicht aufgehört hat, den frommen Mitarbeiter der Morning-Post lächerlich zu machen. Ja, den Nachforschungen Punch's ist es gelungen, nicht bloß herauszubringen, daß Herr Jenkins ein Hausfreund der Mrs. Caudle sey, sondern auch dessen ganze Lebensgeschichte zu erfahren. Und so hat er uns denn verrathen, daß der so aristokratisch gefinnte Herr Jenkins früher einmal im Dienste des Lord Orborn gestanden, und zwar als ein ganz gewöhnlicher Kammerdiener, und daß er sich durch sein außerordentliches Raubenbuckeltalent bis zum Bedienten der Publizistik emporgearbeitet habe. Wer ihn wie Lord Orborn bezahlt, dessen Kammerdiener ist er auch heute noch mit der Feder, wie früher mit dem Frisirkamm. Ja, der Mann, meint Punch, kann es einmal noch bis zum Cabinetbedienten, bis zum gehorsamen Chef eines Bedientendepartements bringen!

Dieser Herr Jenkins nun erschien als Zeuge vor dem Gericht in Garrid's Kaffeehaus. Ganz seinem Charakter getreu, behandelte er den ihn geleitenden Gerichtsdiener mit wegwerfender Betrachtung, während er dem Oberrichter nicht genug Verbeugungen machen konnte und ihn bei jedem dritten Worte „Mylord“ nannte. Er hatte als Zeuge gesehen, daß Herr Prettyman durch eine allerdings ursprünglich naive, aber, wie Herr Jenkins hinzufügte, im vorliegenden Falle verrätherische und aller Sittlichkeit Hohn sprechende Handlung die Lieblingsblumen der Mrs. Caudle sammt und sonders verwelken gemacht

*) Die Namen Jenkins und Tomkins werden im Englischen ungefähr eben so angewandt, wie bei uns die Namen Hinz und Kunz. Wenn also auch Jenkins wirklich die Unterschrift eines Mitarbeiters der Morning-Post ist, so ist darunter doch keinesweges dessen wahrer Name zu verstehen.

habe; Herr Cauble, der in der Nähe gestanden, sey nicht dagegen eingeschritten und mithin als Mitschuldiger zu betrachten. Der Verteidiger der beiden Angeklagten, Sir Barnacle Follett genannt^{*)}, nahm darauf das Wort und wies in einer glänzenden Rede die bona fides des Herrn Prettyman und die völlige Unschuld des Herrn Cauble nach. Sir Barnacle ist am Tage der erste Schreiber (clerk) eines berühmten im Kriminalgerichtshofe von London beschäftigten Advokaten; Abends möchte man ihn jedoch für diesen Advokaten selbst halten, so berebt ist sein Vortrag, geschmückt mit allen möglichen Citaten aus Blackstone und Pale, so wie aus griechischen, römischen und englischen Dichtern. Nachdem nun auch noch die Herren Cauble und Prettyman vernommen worden waren und die cross-examination bestanden hatten, fällt die Jury ihr Verdict, und zwar wurden beide Angeklagte „nicht schuldig“ erklärt, was sie augenscheinlich nur der Geschicklichkeit ihres Verteidigers und den versänglichen Kreuzfragen zu verdanken hatten, die er an Mrs. Cauble und Herrn Jenkins gerichtet.

Ausländern erscheint dieser abendlich, wenn auch immer unter etwas veränderten Formen, sich wiederholende Spas in der Regel etwas langweilig, besonders da sie viele Bismorte und oft auch die dem englischen Gerichtsverfahren eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen nicht verstehen. Wer indessen, wie ich, Gelegenheit gehabt, auch die Originale kennen zu lernen, von denen dort die Kopieen ausgestellt sind, der wird sich schon eher damit befreunden. Das englische Publikum aber kommt augenscheinlich nicht bloß um sich zu unterhalten, sondern auch um zu lernen. Sprechen und argumentiren können, sind Hauptbedingungen des öffentlichen Lebens; der Handwerker übt sich darin ebenso gut wie der junge Rechtsgelehrte, und so betrachtet denn Mancher den Shilling, den er hier erlegt, für ebenso nützlich als ergötzlich angewandt.

Die Freisprechung der Herren Prettyman und Cauble erregte, als Lord Nicholson das Urtheil feierlich verkündete, so laute Theilnahme, daß man hätte glauben können, es handle sich hier wirklich um etwas mehr, als eine bloße Komödie. Aber auch in dieser Beziehung versetzte sich das Publikum in das Gebiet der Wirklichkeit. Die Freisprechung eines Angeeschuldigten wird in den Gerichtshöfen mit öffentlicher Verhandlung überall mit lauter Theilnahme aufgenommen — eine Erscheinung, die in der Natur des Menschen begründet ist, da wir dem unschuldig Bekränkten und Verfolgten unser Mitgefühl nicht verlagern können, und die allein schon hinreichend seyn müßte, dem öffentlichen Verfahren vor dem entgegengesetzten den Vorzug einzuräumen. Denn welche andere Genugthuung kann es wohl für den Unglücklichen, der eines entehrenden Verbrechens grundlos geziehen und dadurch in der öffentlichen Meinung herabgesetzt worden, geben, als eben die Wiederherstellung in derselben durch ihr unmittelbares Organ — durch das Volk selbst, das dabei nicht momentanen Eingebungen und Aufregungen, sondern dem besonnenen Urtheil des Richters und der aus der Mitte des Volkes hervorgegangenen Geschworenen folgt?

Ich war in Liverpool Zeuge der Verhandlungen im Kriminalgerichtshof während der großen Quarter-Sessions. Man kann sich kaum ein anregenderes Schauspiel als dieses, eine gemischtere zahlreiche Versammlung vorstellen, in der doch dabei die andächtigste Stille, die unbedingteste Ehrfurcht vor dem eben wallenden Gesez herrschte. Man denke sich einen hohen Saal von etwa 70 Fuß Länge und Breite, der sein Licht von oben erhält. Den für das Publikum bestimmten Eingängen gegenüber sitzt auf dem von einem kleinen Dach überwölbten und mit dem Reichswappen geschmückten Richterstuhl der Recorder in seinem rothseidenen Richtermantel mit den üblichen Väschen und der wallenden Perrücke; in der Mitte des Saales befindet sich ein menschenhoch umschlossener Raum, in welchem, auf einer Erhöhung, mit dem Gesicht dem Recorder zugewandt, die Angeklagten stehen oder sitzen, und zwar gelangen diese in den Saal durch eine innerhalb jenes Raumes angebrachte Fallthür, welche mit einem unterirdischen Gang in Verbindung steht, der bis zu dem, dem Gerichtshofe gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, gelegenen Gefängnisse führt. Rechts und links vom Recorder und von den Angeklagten sind zwei erhöhte Tribünen, von denen die eine für die Geschworenen und die andere für die Zeugen bestimmt. Es befinden sich also in einem engeren erhöhten Biered der Recorder und die Angeklagten, die Geschworenen und die Zeugen einander gegenüber, so daß sie sich gegenseitig übersehen und beobachten können. Im unteren Raume innerhalb dieses engeren Biereds sitzen an grünen Tischen die Mitglieder der Barre, und zwar sowohl die Anwälte der Krone als die Verteidiger der Angeklagten und alle andere Advokaten, sämmtlich in ihren Roben und Perrücken, präsidirt von dem Town-Clerk, der unterhalb des Richters seinen Platz hat. Endlich hinter dem umschlossenen Raum für die Gefangenen und zu beiden Seiten desselben sind die Plätze für die Zuschauer, theils auf einem Amphitheater von Bänken, theils auf einzelnen Sitzen oder zum Stehen, so daß das Publikum den ganzen Gerichtshof vor sich hat, wenn es auch die Angeklagten nur von hinten oder von der Seite sehen kann. Mehrere Policemen standen zwar an den Eingängen und innerhalb des umschlossenen Raumes bei den Angeklagten, doch beschränkte sich ihre Amtsthätigkeit darauf, hin und wieder den Ruf „Silence!“ vernehmen zu lassen und die Eintretenden, die aus Gewohnheit oder Zerstreuung, da man in England in keinem öffentlichen Lokale den Hut abnimmt, dies auch hier unterließen, darauf aufmerksam zu machen, daß hier dem Geseze zu Ehren eine Ausnahme gemacht werden müsse. Ich, als ein Fremder, hatte, nachdem sie mich als solchen erkannt, die Auszeichnung, daß sie mich auf einen der vordersten Plätze führten, indem der Policeman sagte: „Für fremde Gäste

haben wir immer Raum übrig.“ Der Deputy-Recorder oder Town-Clerk (erster Gerichts-Secretair) verlas zunächst die so eben von der großen Jury übersandten bills of indictment, d. h. die Anerkennung für jeden einzelnen Fall, daß Grund zu einer peinlichen Anklage vorhanden sey. Blackstone bemerkt: „So vorsorglich ist das Gesez Englands in Bezug auf das Leben und die Freiheit jedes Untertanen, daß Niemand in einem Kriminalprozeß eines Kapitalverbrechens überführt (convicted) werden kann, wenn nicht vierundzwanzig seines Gleichen und seiner Nachbarn einstimmig darüber sind: zuerst nämlich müssen mindestens zwölf von den 24 Mitgliedern der großen Jury dafür gestimmt haben, daß einer Anklage überhaupt stattzugeben sey, und demnächst müssen sämmtliche Mitglieder der kleinen Jury, d. h. abermals zwölf Männer, ihn des Verbrechens schuldig befunden haben.“^{*)} Also jene bills of indictment (spr. indictment) werden von der großen an die kleine Jury übersandt, und zwar ist jede Bill auf der Rückseite entweder mit der Bemerkung a true bill (eine wahre Bill, d. h. eine begründete Anklage) oder mit den Worten not found (unbegründet, oder eigentlich: nicht befunden) versehen. Im letzteren Falle wird der Angeeschuldigte sofort entlassen, doch kann später, sobald eine neue große Jury zusammentritt, von neuem eine Bill zur Einleitung eines Prozesses gegen ihn vorgelegt werden. Nur das Verdict der kleinen Jury hat, falls es auf „nicht schuldig“ lautet, die definitive Freisprechung des Angeeschuldigten zur Folge. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Ueber die Civilisation Aegyptens von Psammethich bis Alexander.
Nach Petronne.

(Schluß.)

IV.

Die Periode der ägyptischen Geschichte von der Thronbesteigung des Amrtaüs bis auf die Ankunft Alexanders, 404—332 vor Chr., ist uns nur in den Auszügen aus Manetho genau dargestellt, seine Angaben sind aber in allen Punkten mit den vorhandenen Monumenten in Einklang. Nach der 27sten oder persischen Dynastie zählt nämlich Manetho noch drei ägyptische auf, die 28ste, 29ste und 30ste, welche durch neun in etwa 64 Jahren auf einander folgenden Regenten gebildet werden, deren erster, Amrtaüs, mit 404 beginnt und der letzte, Nectanebo II., nur 12 Jahr vor Alexander endigt.

Dieser seit 404 als König von ganz Aegypten regierende Amrtaüs kann nicht, wie man jedoch annimmt, der oben erwähnte Zeitgenosse des Inaros seyn, nach dessen Niederlage und Tode er sich um 488 in die Sümpfe des Deltas zurückzog. Denn außer dem Umstande, daß zwischen dieser Niederlage und dem Zeitpunkte, wo Amrtaüs als König von Aegypten austritt, 80 Jahre verfloßen sind, steht dem auch die bestimmte Angabe Herodot's entgegen, daß die Perser seinen Sohn Pausiris anerkannt hätten. Der Amrtaüs des Manetho kann also nur der Sohn dieses Pausiris seyn; folglich der Enkel des Amrtaüs bei Herodot und Thucydides, und es ist dies keinesweges das einzige Beispiel, daß bei den Aegyptern, wie bei den Griechen, der Enkel den Namen des Großvaters zu führen pflegte. Dieser Fürst hatte sich schon seit 414 gegen Darius II. erhoben, aber erst 404, seit der Thronbesteigung des Artaxerxes II., erscheint er als König von Aegypten und mit ihm seit Psammenit wieder ein einheimisches Königsgeschlecht. Das Nähere über diese Veränderung, die vielleicht mit dem Kriege des Artaxerxes gegen seinen Bruder Cyrus zusammenhängt, verschweigt uns die Geschichte, allein das Faktum steht fest, und ebenso daß dem Amrtaüs 3 Könige aus der Mendesischen Dynastie folgten, nämlich: Nephertites I., Athoris, Psammuthis, Nephertites II. und Mutis; drei Könige bilden dann die sedenitische Dynastie: Nectanebo I., Tachos und Nectanebo II. Darauf fiel Aegypten auf 12 Jahre unter die persische Herrschaft zurück, bis mit Alexander die griechische begann.

Artaxerxes II. Naemon wird von Manetho nicht mehr als ägyptischer König aufgeführt, und wir können hiernach annehmen, daß alle Denkmäler des ägyptischen Alterthums, wie Basen, Geräthschaften und Skulpturen, wenn sie die doppelten Charaktere des Aegyptischen und Persischen an sich tragen, in die Zeit vor 404, dem Regierungsantritte des Artaxerxes, gehören. Diese chronologische Bestimmung empfehlen wir der Aufmerksamkeit der Archäologen.

Unter der 13 jährigen Regierung des Athoris besuchten Plato und Eudorus, gegen 390 oder 380 vor Chr., Aegypten, blieben hier längere Zeit (die Angaben schwanken zwischen 3 und 13 Jahren), verweilten in den Priesterkollegien von Heliopolis, Memphis und Theben und sammelten hier eine Menge Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie und dem Kalenderwesen. Auch diese Thatsache zeigt uns ziemlich klar, daß 70—80 Jahre nach Herodot und 30 Jahre vor Alexander Aegypten gerade so war, wie der Vater der Geschichtsschreibung es gefunden hatte, nämlich so wie es vor Kambyses gewesen war, und in der That konnten seine von den Persern geachteten Einrichtungen unter den Königen eigenen Stammes nicht vernichtet werden.

Zwölf Jahre vor der Ankunft Alexanders, nämlich 344 vor Chr., eroberten die Perser Aegypten wieder, und diese 12 Jahre ihrer Herrschaft bilden bei Manetho die 31ste Dynastie, die 2te persische. Artaxerxes III. Ochus zog in der Absicht, die abgefallenen Völker mit dem Perserreiche wieder zu vereinigen, nach der Wiedergewinnung Phöniziens und Cyperns mit einem bedeutenden

^{*)} Barnacle ist sein wirklicher Name, und den Namen Follett hat man ihm gegeben, weil er den verstorbenen Attorney-General, Sir William Follett, so trefflich zu kopiren pflegte.

^{*)} Folgendes ist die Stelle in Stat. 9 Hour. III c. XXIX, welche die Engländer als das ihnen durch die magna charta zugesicherte Palladium ihrer persönlichen Freiheit betrachten: „Nullus liber homo capiatur, vel imprisonetur, aut exulet, aut aliquo alio modo destruetur, nisi per legale iudicium parium suorum, vel per legem terrae.“

Seele gegen den König Nectanebo II., besiegte ihn nach hartnäckigem Widerstande und verfuhr, darüber aufgebracht, mit nicht weniger Grausamkeit als Kambyses. Er ließ die Mauern der Hauptstädte schleifen, plünderte die Tempel und führte die heiligen Bücher fort; den heiligen Apis tödtete er und verzehrte ihn mit seinen Freunden, dergleichen einen zu Mendes verehrten Geißbock und wollte dagegen die Ägypter zwingen, einen Esel anzubeten. Durch dies Alles wurde am Ende sein eigener Günstling Sagoas, ein geborener Ägypter, so gegen ihn aufgebracht, daß er den König ermordete, seinen Leichnam den Ragen vorwarf und aus seinen Knochen Dolchgriffe machen ließ. Sagoas erhob den Arses auf den Thron, ermordete ihn aber nach zwei Jahren und setzte den Darius Codomannus an seine Stelle, der jedoch so glücklich war, seinen Ränken zuvorzukommen. Vorher hatte Sagoas die von Artaxerxes geraubten heiligen Bücher nach Ägypten zurückbringen lassen.

Die vorübergehende Grausamkeit des Osus konnte kein ander Resultat haben, als die des Kambyses, nämlich die Verstümmelung und den Raub einiger Denkmäler. Wäre jetzt auch kein Monument mehr als Zeugniß übrig, daß die Künste Ägyptens unter den beiden einheimischen Dynastien eben so fortbauerten, wie unter der persischen, so reichten die angeführten Thatfachen hin, dies festzustellen; allein eine Menge von Denkmälern bekräftigen dies noch und beweisen, daß die ägyptischen Könige ihre Unabhängigkeit dazu anwandten, Tempel zu erbauen, zu vollenden oder wiederherzustellen, Kolosse und Obelisken aufzurichten, und daß diese Werke fast denselben Charakter und dasselbe Verdienst bewahrt hatten, wie die der ältesten Perioden.

Der erste König, Amytäus, ließ bedeutende Arbeiten am Tempel von El-Knargeh in der großen Oase ausführen, und nach Hoskins erscheint sein Name hier in Verbindungen, welche ihn geschichtlich nach Darius setzen. So knüpft sich ferner sein Name an bedeutende Restaurationen in Theben, wo jedoch auch zwei kleine Tempel mit vortrefflichen Skulpturen ganz von ihm herrühren. In letzterer Hinsicht läßt auch die Arbeit an zwei kleinen Obelisken von dem feinsten schwarzen Basalt im britischen Museum nichts vermissen. Aus der Kleinheit dieser Obelisken dürfen wir keinen Schluß ziehen, da man selbst in den früheren Zeiten neben den riesengroßen auch sehr kleine errichtete, z. B. die der Minerva von Thutmosis III., der Rotunda zu Rom von Rhamesses II. und von Anwid von Amenophis II. Die höchste Vollendung der Arbeit zeigt sich aber vor allen in dem berühmten Sarkophage aus grüner Breccie von Koffet, den man wegen seiner großen Pracht lange Zeit für den des Alexander gehalten hat; jetzt ist erwiesen, daß es der Sarkophag des Amytäus ist. Der Stein dieses Denkmals, das sich jetzt im britischen Museum befindet, ist einer der härtesten und für die Arbeit schwierigsten Stoffe, welche die Geduld und die Geschicklichkeit der Ägypter auf die Probe gestellt haben; und doch ist die Arbeit vollkommen. Man wird nicht müde, die Feinheit und Reichtigkeit der Hieroglyphen, so wie der zahllosen Skulpturen, zu bewundern, welche alle Seiten dieses prächtigen Grabsteins schmücken. Dieses Monument allein würde beweisen, daß die Ägypter 400 Jahre vor unserer Zeitrechnung in der Kunst, das widerstrebendste Material zu bearbeiten, nichts verloren hatten, und daß sie auch, was ihre Geduld, Ausdauer und ihren Kunstsinne anbelangt, ganz dieselben geblieben waren.

Der Name seines Nachfolgers Nepherites findet sich einmal in den Ruinen von Theben auf einem kleinen Tempel, südöstlich von Karnak; ferner liest man ihn in den Steinbrüchen von Masarah, auf dem Sitze einer schwarzen Basaltstatue zu Bologna und auf einer eben solchen Sphinx im Louvre. Der dritte König Athoris versäumte über seinem Kampfe mit den Persern die Bauten an Tempeln nicht. Ihm gehört die Skulptur der südlichen Mauer im Tempel nördlich von Karnak, so wie die Säulen im Thutmosium zu Medynet-Abu; er ließ einen Tempel des Rhamesses zu El-Kob wiederherstellen, und das Londoner Museum besitzt endlich eine Sphinx mit seinem Namen.

Alein derselbe König dieser Dynastie, welcher die meisten Monumente errichtet hat, ist Nectanebo I., der von 368—350 regierte und also nur 18 Jahre vor Alexander's Ankunft starb. So erbaute er einen rings von Säulen umgebenen Tempel zu Theben, dann die mittlere Pforte des großen Eingangsportals am Hofstempel zu Philä, mit Basreliefs in sehr gutem Style, den König beim Opfer darstellend. Vor allen Dingen aber können in Europa 3 Denkmäler eine Vorstellung von der Vollkommenheit geben, welche die ägyptische Kunst unter diesem Könige bewahrt hatte. Das eine sind die beiden Löwen an der Fontaine von Termini zu Rom, nach welchen die an den beiden Fontainen des Palais de l'Institution zu Paris gegossen sind; man kann sie den schönsten Werken des ägyptischen Meißels an die Seite stellen. Das zweite ist eine Büste des Nectanebo von sehr schön gearbeitetem rothen Granit, im britischen Museum; das dritte ist die bewundernswürdige, aber verstümmelte Statue von grünem Basalt im Salle du Zodiaque der königl. Bibliothek zu Paris, so ausgezeichnet durch Reinheit und Sauberkeit ihres Styls. Wer an diesen Werken der Architektur und Skulptur die großen Dimensionen vermissen sollte, dem entgegenen wir, daß, wenn die Ägypter bloßer ihre Kunst und ihre Religiosität bewahrt hätten, ihnen auch ihr Sinn für das Gigantische, der eine Eigenthümlichkeit ihres Geistes gewesen zu seyn scheint, geblieben seyn wird und die kolossalen Werke dieser Periode wahrscheinlich vor der Zeit zerstört worden sind. Dies ist jedoch keine bloße Annahme. Plinius erwähnt eines Obelisken, den Nectanebo — Plinius nennt ihn Nectanabis — aus dem rothen Granit zu Syene hatte aushauen lassen, der aber roh im Steinbruche liegen blieb, wahrscheinlich weil der König

durch den Tod verhindert wurde, ihn nach seiner Residenz Sebennytus bringen zu lassen. Ptolemäus Philadelphus stellte ihn auf einem Platze Alexandria's auf, und nach Plinius sollen Transport und Aufrichten größere Arbeit erfordert haben, als selbst das Aushauen im Steinbruche. Ptolemäus hätte viele andere und noch dazu vollkommen ausgearbeitete Obelisken weit näher an seiner Residenz in Memphis, Peltopolis, Sais und anderen Orten haben können; diesen rohen mit so viel Mühe so weit herzuholen zu lassen, bewog ihn dessen außerordentliche Größe, die wir nach des Plinius Angaben zu 113—126 Fuß Höhe berechnen müssen. Demnach war er 21—34 Fuß höher als der Obelisk nördlich von Karnak, der größte und bekanntste. Diejenigen, welche den Ägyptern unter der 18ten Dynastie so außerordentliche mechanische Hülfsmittel andichten, müßten hier also zugeben, daß sie zur Zeit Alexander's und der Lagiden noch im Besitze derselben gewesen wären. Die Griechen hätten dann bei ihrem so langen Verkehr mit den Ägyptern mit der übrigen Technik auch ihre mechanischen Hülfsmittel notwendig bekommen müssen; aus Plinius aber sehen wir, daß sie nicht nur beim ephesischen Tempelbau, sondern auch später unter Ptolemäus Philadelphus nichts davon wußten, weil überhaupt ihre Mechanik vor Archimedes noch in der Kindheit war. Und dies war auch stets der Fall bei den Ägyptern.

Diese authentischen und einer sichereren Zeit angehörigen Monumente, in ihrer Aufeinanderfolge seit Amytäus, bekräftigen also alle historischen Zeugnisse, welche versichern, daß die ägyptische Civilisation seit der Zeit des Kambyses um nichts gesunken war, daß sie sich fast unberührt durch die ganze persische Herrschaft erhalten, und daß die Perser, welche überhaupt nur in dem kurzen Zeitraum von 4—5 Jahren, unter Kambyses und Osus, zerstörend aufgetreten waren, Ägypten beinahe in demselben Zustande, als sie es von den Pharaonen überkommen, den Griechen überlassen hatten. Damit stimmen nun auch die bekannten, aber in ihrer Bedeutung bisher nicht genug gewürdigten Zeugnisse Plato's, im 2ten und 7ten Buche seiner Gesetze, überein, welche für die Periode nach Darius II. das sind, was Herodot's Nachrichten für die frühere Zeit. Plato sagt nämlich, daß bei den Ägyptern nicht nur jede Aenderung in den religiösen Festen, Ceremonien, Tänzen und Gesängen von den Priestern bei Strafe untersagt wäre, sondern daß auch für alle Hervorbringungen der Kunst — die sonst überall frei sey — in den Tempeln Modelle aufgestellt wären, nach welchen sich jeder Künstler zu richten hätte. „Dieses Gesetz“, fährt er fort, „besteht noch, sowohl für die religiösen Handlungen als auch für die Produkte der Kunst, und wenn man darauf Acht giebt, so findet man, daß die seit Jahrtausenden ausgeführten Gemälde und Skulpturen in nichts schöner oder häßlicher sind, als die aus unseren Tagen, und daß in ihnen auch ein und derselbe Grundtypus beobachtet ist.“

Abgesehen davon, daß hier etwas Geringschätziges in dem Ausdrucke Plato's liegt, der als Athener auf eine der griechischen untergeordnete Kunstbildung wohl nicht die nöthige Aufmerksamkeit verwandt hatte, wird durch dies sein Zeugniß die bisher so verbreitete Meinung, daß bei Alexander's Ankunft das alte Ägypten nur noch der Schatten seiner selbst war, aus ihrer letzten Stellung vertrieben. Es ist nun im Gegentheile bewiesen, daß in diesem Lande, wo das konservative Prinzip bis zur Starrheit bewahrt wurde, sich Alles beinahe ohne Aenderung erhalten hatte, schöne Künste, Sprache, Schrift, Kalender, Verwaltung, Gesetze, Religion, Gebräuche und Sitten, mechanische und industrielle Künste. Mit einem Worte, die Stetigkeit der ägyptischen Civilisation in allen ihren Zweigen, seit der in die Nacht der Zeiten sich verlierenden Bildung ihres Schrift-Systems bis auf die Zeiten Plato's, Eudorus' und Alexander's, ist jetzt eine über allen Zweifel erhabene Thatfache, und man muß künftig jede Hypothese, welche sich auf eine vermeintliche Vernichtung oder selbst nur merkliche Verminderung der wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse bei den Ägyptern berufen wollte, als ein Hirngespinnst zurückweisen. Denn dieser Stetigkeit in allen Zweigen der Volksbildung gegenüber, wäre eine solche Vernichtung ein unerklärliches Phänomen.

Mannigfaltiges.

— Longfellow's Anthologie der europäischen Dichter. Der amerikanische Professor Longfellow, der, wie unseren Lesern noch aus diesen Blättern erinnerlich seyn wird, sich vorzugsweise mit der deutschen schönen Literatur beschäftigt, hat neulich unter dem Titel: The Poets and Poetry of Europe (Philadelphia 1843) eine Sammlung herausgegeben, die den Dank seiner Landsleute um so mehr verdient, als das Studium fremder Sprachen unter ihnen noch wenig verbreitet ist. Er giebt darin Uebersetzungen aus zehn europäischen Sprachen, und zwar aus dem Angelsächsischen, Isländischen, Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Holländischen, Französischen, Italiänischen, Spanischen und Portugiesischen. Auch hier bewährt sich seine Vorliebe für deutsche Literatur; es werden nicht nur die neueren und neuesten Dichter dem amerikanischen Publikum vorgeführt, sondern man findet auch Proben aus Hans Sachs, Martin Opitz, Simon Dach und sogar einige groteske Verse von Vater Abraham a Sancta Clara. Wir müssen jedoch bemerken, daß nicht alle Versionen von dem Herausgeber selbst herrühren; sein Antheil beschränkt sich hauptsächlich auf die nordischen Sprachen, und um sein Werk zu vervollständigen, hat er die Arbeiten anderer, sowohl englischer als amerikanischer Uebersetzer, in dasselbe aufgenommen.